

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Elke Vesper**

**Die Frauen der Wolkenraths**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Sie konnte sich noch so sehr dagegen wehren: Der Geruch von Lavendel ließ sie stets an die Mutter denken. Ein scharfer bitterer Gedanke an Tod.

Dabei war sie heute zum ersten Mal seit der Beerdigung mit diesem Gefühl aufgewacht, das sie für immer verloren geglaubt hatte: eine erwartungsfrohe Neugier auf den Tag. Heute wird etwas Besonderes geschehen, hatte sie gedacht und war voller Vorfreude aus dem Bett gesprungen.

Doch dann schüttete sie Wasser aus der hohen Porzellankanne in die dazugehörige Schüssel und griff nach der Seife, die in einem zierlichen, im Mohnblumenmuster zu Kanne und Schüssel passenden Schälchen lag. Kaum hatte Käthe begonnen, ihre Hände damit einzureiben, brach ihre frohe Stimmung jäh in sich zusammen. Lavendelduft stieg zart in ihre Nase. In ihrer Magengegend ballte sich ein trauriger Kloß zusammen. Es ist unvermeidbar, dachte sie, ich werde nie wieder fröhlich sein.

Sie beendete ihre Morgentoilette, nun selbst nach Lavendel duftend, bürstete ihre dicken Haare und sah einen Moment lang verblüfft in den Spiegel, da ein Strahl der Morgensonne ihr Haar wie einen Heiligenschein von glühendem Kupfer um ihren Kopf erstrahlen ließ. Da war der Sonnenstrahl vorüber, und ihre Haare sahen aus wie immer: ein ärgerliches Rotblond, an Schläfen und Nacken so aufdringlich geringelt, dass es sich trotz Zopf und Haube nicht anständig verbergen ließ.

Sie flocht zwei Zöpfe, verschlang sie im Nacken in gegenläufiger Richtung und steckte sie oben auf dem Kopf fest, sodass es aussah, als trüge sie einen Kranz. Sie prüfte im Spiegel, ob sie nun endlich ein sittsames Bild abgab. Doch erst, als die weiße gestärkte Haube unter ihrem Kinn mit einer Schleife festgezurrte war, fühlte sie sich gerüstet, der Welt entgegenzutreten. Nun noch die zur Haube passende Schürze über das dunkelblaue Kleid, und sie war bereit für ihre tägliche Arbeit.

Später an jenem Tag im Mai 1889 wird Käthe sich zweimal an ihr morgendliches Gefühl von erwartungsfroher Neugier erinnern. Bis dahin allerdings wird sie es vollkommen vergessen.

Käthe war still, bescheiden und fleißig und so gesehen die perfekte Tochter eines Witwers, der als angesehenener Dresdner Tischlermeister eine Frau brauchte, die die Aufgaben der Meisterin erfüllte.

Als Mädchen war Käthe entzückend gewesen, rund und rosig, mit Wangengrübchen, blonden Löckchen und großen blauen Augen. Als ihre Mutter durch einige geschickte Versuche feststellte, dass sie auch noch intelligent war, begann sie das Kind im Verborgenen mit einer anderen Welt als der für Mädchen ihres Standes üblichen vertraut zu machen. Käthe lernte nicht nur lesen und schreiben, dem Vater die Bücher zu führen, der Mutter im Haushalt zur Hand zu gehen, sondern sie verschlang bald alle Romane, die die Mutter heimlich kaufte, denn der Vater hielt solche Lektüre für unnützes Zeug.

Als Käthe einmal zufällig der Lesestoff ausgegangen war, machte sie sich aus Langeweile über die Zeitung des Vaters her, und bald gehörte die Lektüre der *Dresdner Nachrichten* zu ihrer täglichen Beschäftigung.

Das bereitete den Boden für eine politische Komplizenschaft mit dem Vater. Er hatte immer schon mit seinen beiden Gesellen und den zur Bescheidenheit angehaltenen Lehrlingen am Mittagstisch über Politik gesprochen. Als Käthe zehn Jahre alt war, wagte sie einen scheuen Einwurf und wurde vom Vater mit einer strengen Rüge zum Schweigen gebracht. Später dann aber, unter vier Augen, forderte er sie auf, ihm ihre Kenntnis und Meinung mitzuteilen. Dies war der Beginn eines regen Gedankenaustauschs zwischen Vater und Tochter, der allerdings ebenso geheim gehalten wurde wie die Gespräche zwischen Mutter und Tochter über Romane, Theaterstücke, Musik und Schauspieler.

So wuchs Käthe mit Übung im Geheimhalten auf. Es war ihr nicht einmal bewusst, dass es sich um Geheimnisse handelte, für sie gehörten sie zum Regelwerk, das ihr Leben ordnete. Ebenso wie das Verbergen ihres kupferblonden Schopfes vor der Welt, einschließlich dem Vater.

Hexenstroh, hatte der Vater scherzhaft kommentiert, als die blon-

den Haare der ungefähr fünfjährigen Käthe eine kupferrote Farbe annahmen. Das Wort war nie wieder gefallen, aber es hatte sich in Käthe eingebrannt, obgleich ihre Mutter ihr täglich Komplimente wegen ihrer kräftigen Haarpracht gemacht hatte. Der Mutter hatte es Freude bereitet, Käthes Haare zu waschen und zu bürsten, bis sie ihr glänzend über Brüste und Rücken fielen. Seit ihrem Tod vor einem halben Jahr quälte Käthe sich alleine damit ab.

Eckhard Volpert, Käthes Vater und angesehener Handwerksmeister in Dresden, hatte seine Fehler, aber er war ein ehrlicher Mensch. Wenn er früher seine Frau Charlotte und neuerdings seine Tochter Käthe in aller Strenge dazu anhielt, mit einem Betrag hauszuhalten, der sie dazu zwang, stundenlang Knochen auszukochen, um wenigstens die Andeutung eines Fleischgeschmacks in den Eintopf zu zwingen, so führten sie es auf seine Zuverlässigkeit zurück, mit der er seine Familie sowie den ganzen Handwerksbetrieb am Leben hielt. Auch dass er Käthe seit dem Tod der Mutter selbstverständlich zumutete, von morgens halb sechs Uhr bis abends spät tätig zu sein, um den gesamten Haushalt einschließlich des Kochens zu besorgen, nur unterstützt durch ein dreizehnjähriges Mädchen, das kaum etwas kostete, so erklärte Käthe dies nicht mit seinem Geiz, sondern damit, dass Fleiß und Mäßigung menschliche Tugenden waren, die der Vater nicht nur anderen abverlangte, sondern auch sich selbst.

Außerdem arbeitete sie gern. Während sie das Haus putzte und das Essen vorbereitete, summte sie in Gedanken und Träumen verloren vor sich hin. Wenn sie am Waschplatz die Wäsche wusch, genoss sie das Geplapper der anderen Frauen, die es wiederum genossen, in Käthe eine stille, aufmerksame Zuhörerin zu finden.

Es gab im Wohnhaus des Tischlermeisters Volpert drei Zimmer auf jeder Etage. Kein Palast und keine Hütte. Jener Tag war wie jeder Dienstag der gründlichen Reinigung der Zimmer in der ersten Etage gewidmet. Hier lag das elterliche Schlafzimmer, das nach dem Tod der Mutter in nichts verändert worden war. Selbst das dicke Federplumeau auf der rechten Seite des großen Ehebettes, wo die Mutter geschlafen hatte, wurde von Zeit zu Zeit mit frischem Leinen bezogen, obwohl Meister Volpert sich strikt auf die linke Seite beschränkte.

Zudem befand sich dort ihr eigenes Zimmer und das des ersten

Gesellen. Dort hatte, solange Käthe sich erinnern konnte, der alte Ludwig gewohnt, bis er vor etwa einem Jahr am Morgen kalt und steif in seinem Bett liegen geblieben war, obwohl er sonst immer als Erster aufstand. Nach diesem plötzlichen, erschreckenden Tod nahm bald Fritz seinen Platz ein, in der Tischlerei und im Haus. Käthe kannte ihn schon aus seiner Lehrlingszeit, dennoch empfand sie stets eine leichte unerklärliche Beunruhigung, wenn sie ihm vor seinem Zimmer begegnete. Also versuchte sie, ein solches Aufeinandertreffen zu vermeiden. Und das Reinigen seines Zimmers, wie es bei Ludwig zuvor stets geschehen war, hatte Fritz sich verboten.

Allwöchentlich schleppte Lieschen, Käthes kleine Hilfe, Wasser vom Brunnen die Treppe hinauf, wo Käthe sich zuerst dem Staubwischen widmete, denn ihre Mutter hatte sie gelehrt, immer von oben nach unten zu putzen. War sie heute besonders empfindlich, oder stank der Lavendel noch ekliger als sonst? Als sie den Schrank im elterlichen Schlafzimmer feucht auswischte, stieg der Duft ihr abermals süßlich in die Nase. Die Mutter hatte auf Lavendel geschworen, unter anderem zum Vertreiben von Motten aus Schränken. Käthe biss die Zähne zusammen, der Kloß in der Magengegend machte sie jetzt wütend. Wenn er sich in ihr einnistete, würde sie schlapp und müde werden, Gefahr laufen, aus dem Zimmer zu flüchten, am liebsten in ihr Bett, und die Decke über den Kopf ziehen. Und weinen. Endlich weinen. Wie lange hatte sie nicht geweint? Seit die Mutter zu husten begonnen hatte? Vielleicht. An die schlimme Zeit vor dem Tod erinnerte sie sich nur verschwommen, und auch kaum an die Zeit danach. Durch alle Erinnerungen waberte widerlich Lavendelduft.

Sie zwang sich, ihre kleine Melodie weiterzusummen, und packte die Kleidung der Mutter mit einem festen Griff. Die Mutter hatte einen fast schon krankhaften Ekel gegen Motten gehabt, es ging nicht an, dass Käthe sich von dem Kloß im Bauch davon abhalten ließ, ihre Kleider auszuklopfen, um etwaigen Motten den Garaus zu machen.

Die Mutter hatte schöne Kleider besessen, warme, satte Farben auf seidigen, samtigen oder duftigen Stoffen, immer üppig, immer schimmernd. Als fielen Käthe Schuppen von den Augen, erkannte sie plötzlich, dass es wertvolle Kleider waren. Unverständlich wertvolle

Kleider in Anbetracht der Sparsamkeit des Meisters. Käthe hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, hatte den Glanz der Mutter allein auf deren Schönheit zurückgeführt. Eine zierliche Frau mit schwarzen welligen Haaren und schokoladenbraunen Augen, in jeder Hinsicht anders als die kräftige rundliche Käthe.

Nachdem sie den Schrank feucht ausgewischt hatte, schüttelte sie ein Kleid nach dem andern aus, strich mit einer feinen Bürste darüber und hängte es wieder zurück. Ganz am Schluss hatte sie das Hochzeitskleid der Mutter in der Hand, eine ehemals weiße dicke Wolke aus Tüll und Seide und Spitze, die nun an manchen Stellen eine leicht gelbliche Färbung aufwies. Käthe hatte ihre Mutter manchmal in dem Kleid bewundert, wenn sie es wie zum Maskenball anprobiert hatte. Als Käthe noch schmal und zart gewesen war, hatte ihre Mutter es sogar einmal ihr angezogen, und schon damals war Käthe unter dem Gewicht fast zusammengebrochen. Jetzt allerdings, als sie es in der Hand hielt und kritisch die Stockflecken betrachtete, erschien ihr das Gewicht weitaus höher, als sie es in Erinnerung hatte. Sie hob das Kleid einige Male prüfend in die Höhe. Zwischen ihren Augenbrauen bildete sich eine nachdenkliche Falte. War da nicht ein Geräusch? Ein seltsam klimpernder Ton wie von einem Glöckchen.

Die blonden Härchen auf ihren Armen richteten sich auf. Über ihren Rücken lief ein Schauer. Steckte der Geist der Mutter in dem Kleid? Sprach sie zu ihr?

Käthe schüttelte den Kopf, als wollte sie die dummen Gedanken an Geister rauswerfen. Die Haube rutschte vor ihr rechtes Auge. Sie rückte sie gerade. Nun schüttelte sie das Kleid. Eindeutiges Klingeln. Oder Klimpern? Sie breitete die voluminöse Stoffwolke auf dem Bett aus und untersuchte sie gründlich.

Schließlich ertasteten ihre Hände im Gewirr der Röcke einen Fremdkörper. Vorsichtig legte sie eine Stofflage nach der anderen frei. Sie unterdrückte einen Schrei, als sie endlich erkannte, was da war: An der Innennaht der Taille war mit drei von Edelsteinen glitzernen Broschen ein Beutel befestigt! Und er gehörte eindeutig nicht zu dem Kleid, denn er war aus grobem, grauen Leinenstoff.

Atemlos öffnete Käthe die Broschen eine nach der anderen, legte die Schmuckstücke neben das Kleid aufs Bett und hatte endlich den Beutel in der Hand. Schon bevor sie hineinschaute, ahnte sie, was

drinnen war. Als sie das Band löste und die Öffnung freilegte, ent-rang sich ihrer Kehle ein seufzender kleiner Schrei.

Gold!

Ihr funkelten eine Menge runder großer Goldtaler entgegen. Sie keuchte. Ein großer dicker Beutel voller Gold!

Benommen saß sie eine Weile auf dem Bett, griff von Zeit zu Zeit in den Beutel und ließ die Taler durch ihre Finger rinnen, als müsste sie sich vergewissern, dass sie auch wirklich da waren.

Plötzlich vernahm sie Lieschens schwere Schritte auf der Treppe. Ihr Herz klopfte ein kurzes Stakkato, mit fliegenden Händen stopfte sie den Beutel unter die Bettdecke, griff nach dem Kleid, legte es sich über den Schoß und setzte ein trauriges Gesicht auf, was nicht schwerfiel.

Lieschen prallte zurück, als sie Käthe so jämmerlich mit dem Hochzeitskleid der Mutter auf dem Bett sitzen sah.

»Lass mich bitte allein«, hauchte Käthe.

Das Mädchen bedachte sie mit einem hilflosen Blick. Was soll ich tun?, stand in ihren Augen. Bitte nicht weinen!

Käthe legte etwas mehr Kraft in ihre Stimme. »Bitte nimm den Eimer mit und wisch die Treppe! Ich will allein sein.«

Lieschen wirkte immer noch nicht überzeugt, ob sie nicht irgend-etwas anderes tun sollte, zum Beispiel Trost spenden. Gleichzeitig sah man ihr an, dass sie mit allem, was mit Gefühlen zu tun hatte, wenig Erfahrung besaß.

»Bitte geh jetzt!« Käthe wies energisch zur Tür. Erst als Lieschen erschrocken aufschrie, bemerkte sie, dass ihre Geste das Kleid in die Luft gewirbelt hatte. Ein weißes flüchtiges Gebilde, von einem Nebel aus silbernem Staub umhüllt. Man konnte in Lieschens angstgewei-teten Augen unschwer ihre Gedanken lesen: Da tanzt der Geist der toten Meisterin.

Das Mädchen verdrückte sich rückwärts aus dem Schlafzimmer. Nachdem Lieschen die Tür leise geschlossen hatte, horchte Käthe noch eine Weile hinter ihr her. Als sie unter die Bettdecke griff und den Beutel hervorzog, hatte sie sich schon wieder gefangen. Hier lag ein Geheimnis im Hochzeitskleid der Mutter verborgen. Entweder hatte die Mutter selber oder der Vater es dort versteckt.

Geheimnisse galt es zu respektieren, so lautete die Regel. Sorg-fältig befestigte sie den Beutel mittels der Broschen wieder an der

Innennaht der Taille. Sie strich noch einmal mit weichen zärtlichen Händen über das Kleid, dann hängte sie es zurück. Sie rang sich selbst das kühne Versprechen ab, alles ganz schnell zu vergessen.

Käthes Schwäche trug mehrere Namen: Conradi oder Pfefferküchler oder Konditor. Käthes Schwäche wurde geprägt durch Düfte: Dieses Wabern heißer Schokolade, das über die Nase direkt die Speichelproduktion anregt. Dieses verführerische Aroma aus Zimt und Pfeffer und Honig. Und sogar die Geräusche waren unvergleichlich köstlich: Das zarte Geklingel der Löffel auf dem Porzellan. Die plaudernden Stimmen, die sich zu einem Klangteppich verwebten. Das Klackern der Absätze der Kellnerin. Von der Ekstase der Geschmacksknospen ganz zu schweigen.

Gewöhnlich versuchte Käthe sich mit allen möglichen Argumenten zu überzeugen, dass der Mensch weder heiße Schokolade noch Pfefferkuchen oder sonstige Leckereien zum Leben brauche. An sechs Tagen in der Woche siegte ihr Verstand. Am Donnerstag allerdings, wenn sie Besorgungen in der Waisenhausstraße machte, geschah es immer wieder, dass sie sich selbst mit allen möglichen Schmeicheleien weich stimmte und sich unerwartet auf einem Stuhl in der Konditorei Conradi in der Seestraße wiederfand, vor sich einen Pfefferkuchen neben dampfender Schokolade, auf der eine verlockende Haube cremiger Sahne saß, alles selbstverständlich serviert in entzückendem zartem Porzellan.

An jenem Dienstag, nach erfolgtem Hausputz, Vor- und Nachbereiten des Mittagessens und Eintragungen ins Haushaltsbuch, war sie durch den bestürzenden Fund im Hochzeitskleid der Mutter so durcheinandergebracht, dass sie es am Nachmittag nicht mehr zu Hause aushielt.

Meister Volpert war es, der ihr einen Vorwand schenkte: Beim Mittagstisch erinnerte er sie daran, dass die Enkelin seiner Schwester Ingeborg, die in Bayern vor dreißig Jahren einen Bauern geheiratet hatte, in einer Woche sechs Jahre alt würde und sie ihr wohl etwas schicken müssten.

Am Nachmittag machte Käthe sich also ohne Haube und Schürze, stattdessen mit einem zum Kleid und zur Trauer passenden dunkelblauen Hut auf in die Seestraße Nr. 2, wo sie sich zwischen den

Spielsachen und den von Arras in eigener Fabrik hergestellten Puppen fühlte wie im Kinderparadies. Sie kaufte eine Puppe mit blauen Augen, blondem Haarkranz, einem schüchternen Lächeln und Grübchen.

Anschließend wäre es geradezu eine Sünde gewesen, dem Pfefferkühler Conradi keinen Besuch abzustatten.

Dass sie an jenem Dienstagnachmittag untätig und genießerisch im Café Conradi bei einer heißen Schokolade und einem Pfefferkuchen saß, wird sie später der Vorsehung zuschreiben, dem bereits am Morgen vor dem Aufstehen geahnten Schicksal, zu dem auch der eigenartige Fund im Hochzeitskleid ihrer Mutter gehörte.

Seit sie denken konnte, lebte Käthe mit Männern zusammen. Männer fast jeder Generation, die Lehrlinge waren Knaben, die Gesellen junge und ältere Männer. Der alte Ludwig war für Käthe wie ein Großvater gewesen. Der Anblick männlicher Körper war ihr vertraut, seit sie als Mädchen unbeachtet hinter der Gardine gelugt hatte, wenn der damalige Geselle, Siegfried, ein Mann, dessen Körperbau seinem Namen alle Ehre machte, sich nackt am Brunnen wusch. Sie teilte das Essen mit Männern, sie wusch ihre Kleidung, sie wusste, wie sie rochen, ja, sie hatte sogar gelernt, ihre Gedanken und Gefühle zu lesen, die sich manchmal sehr davon unterschieden, was sie aussprachen. Männer waren ihr nicht fremd. Nicht einmal die in ihren Blicken aufflackernde Begierde, die sich in Gegenwart des Meisters oder der Meisterin schnell in scheue Aufmerksamkeit wandelte, konnte sie aus der Fassung bringen, denn sie war ihr vertraut, seit sich mit dreizehn Jahren Fettpolster über ihren bis dahin knöchigen Körper gelegt hatten.

Als jetzt aber kurz nach dem vertrauten Klingelgeräusch beim Öffnen der Tür ein junger Mann nach einem Adlerblick ins Rund mit energischen Schritten den Raum durchmaß und ohne Umschweife den Tisch ansteuerte, an dem Käthe saß, wo er mit einer zackigen Verbeugung fragte: »Darf ich mich freundlicherweise zu Ihnen setzen, gnädiges Fräulein?«, brachte sie keinen Ton heraus. Stumm nickte sie. Hitze stieg wie Mehlschwitze von ihrer Brust hoch in ihr Gesicht.

Ich werde knallrot, dachte sie entsetzt. Wie töricht von mir!

Sie bemerkte, wie der Mann ihr einen amüsierten Blick zuwarf.

Sie schlug die Augen nieder und starrte ihren Pfefferkuchen an. Er setzte sich. Schlug die Beine übereinander. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie die perfekte Bügelfalte in seinen gestreiften Hosen, die glänzenden Schuhe mit den weißen Gamaschen.

Sie konnte kaum atmen, so peinlich war ihr das Ganze. Zu allem Übel spürte sie jetzt auch noch, wie eine Locke ihre Stirn kitzelte. Er konnte ihre Haare sehen!

Warum tat sich nicht einfach ein Abgrund auf?

Sie vernahm die klackenden Schritte der Kellnerin.

»Einen Pfefferkuchen und ein Kännchen Schokolade, bitte, Fräulein Luise.« Eine Stimme, die Käthe Gänsehaut verursachte. Schmeichelnd, vertraulich, zugleich mit dem befehlsgewohnten knarzenden Unterton, der Käthe von Offizieren und adligen Herrschaften vertraut war, die beim Vater besondere Einlegarbeiten oder Schnitzwerk bestellten.

»Comme toujours, Herr Wolkenrath, ich eile ...« Die Kellnerin, die Käthe bislang nur mit einem blasiert höflichen Lächeln bedient hatte, kicherte kokett.

In Käthes Kopf summte ein ganzer Bienenstock. Hatte die affige Göre eben Wolkenrath gesagt? War das *der* Wolkenrath? Nein, das konnte nicht sein. Der war doch alt. Hatte sie nicht gerade etwas über einen neuerlichen Verkauf des früheren Fuhrunternehmens Wolkenrath gelesen?

»Fräulein, ich glaube, Ihre Schokolade wird kalt ...« Wieder diese schmeichelnde Stimme, nun ohne jedes Knarzen.

Wenn ich nicht gleich atme, falle ich tot um, dachte Käthe, und erstaunlicherweise weckte das Bild einer auf der Stelle umkippen- den toten Taube wieder ihren Sinn für die Wirklichkeit. Mit einem scheuen Lächeln blickte sie hoch. Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie sein Gesicht scharf in allen Einzelheiten, und es brannte sich in ihr Gedächtnis ein, von nun an jederzeit abrufbar: Ein schmaler ovaler Kopf, scharf umrissene Gesichtszüge, eine markante lange Nase, ein blonder Schnauzbart über schmalen entschiedenen Lippen. Ein kräftiges längliches Kinn, elegant geformte Ohren. Allein die Augenpartie ließ die Klarheit der übrigen Züge vermissen. Die blassen Brauen sackten müde zu den Schläfen über wässrig blauen, fast verschwommen blickenden Augen.

Käthes Urteil stand sofort fest: Dieser Mann war eine atemberaubende Mischung aus männlicher Kraft und verletzlicher Empfindsamkeit.

Bebenden Herzens griff sie zu ihrer Tasse und zwang sich, ihre Kehle so weit zu öffnen, dass das Getränk hindurchfließen konnte.

»Pour Monsieur Wolkenrath, das Pfefferküchlein und die Chocolat!« Die Kellnerin, von der Käthe nun wusste, dass sie den Namen Luise trug, flötete auf eine geradezu anstößige Weise.

Da war der Name wieder! In Käthe fochten ihre Neugier und ihre Erziehung einen Kampf miteinander aus.

»Na dann ...« Monsieur Wolkenrath stach die Gabel in den Kuchen und führte ein anständiges Stück zum Mund. Käthe erblickte große kräftige Zähne, die sich über den Pfefferkuchen hermachten.

»Sind Sie ein Sohn des Herrn Wolkenrath?« Die Frage war ihr herausgerutscht, sie biss sich auf die Unterlippe. »Entschuldigen Sie«, fügte sie schnell hinzu, »wie unerzogen von mir ...«

Der Mann tupfte mit der Serviette über seine Lippen. Schluckte. Lächelte. »Aber wieso denn?«, sagte er beruhigend und hob seine Hand, als wolle er sie auf die ihre legen. Schnell zog Käthe ihre Hand fort. Was dachte er von ihr? Da blickte er ihr tief in die Augen, kam ihr über den Tisch etwas entgegen und raunte: »Ich bin nicht ein Sohn des alten Wolkenrath, ich bin *der* Sohn. Es gibt keinen anderen. Leider Gottes!« Er seufzte spöttisch. Käthe sah fasziniert zu, wie sein Gesicht endgültig auseinanderfiel in einen unteren Teil, der spöttisch und distanziert lächelte, und Augen, die geradezu verzweifelt sehnsüchtig um Verständnis flehten.

Vor ihr saß eine verletzte Seele! Käthes Herz floss über. Der Mann musste nichts weiter sagen, nichts tun, sie verstand ihn. Denn auch ihre Seele war verletzt. Als hätte der Schmied ein Brandzeichen auf die zarte Haut ihres pochenden Herzens gesetzt, so war sie gezeichnet, seit ihre Mutter das erste Mal Blut gespuckt hatte. Wie Sklaven sich am Brandzeichen erkannten und trotz aller Unterschiede verbunden fühlten, so empfand jetzt Käthe. Vor ihr saß ein Gezeichneter.

»Ich bin auch das einzige Kind«, sagte sie in einem gänzlich unverstellten Ton, der mehr als die Worte ausdrückte, wie tief sie ihn verstand. »Einerseits bekommt man alle Liebe, andererseits trägt man alle Verantwortung. Ist es nicht so?«